



Buch

Als Pamela Druckerman in Paris ein Kind zur Welt bringt, stellt sie bald fest, dass sich französische Kinder ganz anders verhalten als ihre eigene Tochter: Viele Babys schlafen schon mit zwei, drei Monaten durch, Kleinkinder bleiben ruhig am Tisch sitzen, essen, was ihnen vorgesetzt wird, und bekommen auf dem Spielplatz keine Tobsuchtsanfälle. Trotzdem sind französische Kinder genauso ausgelassen, neugierig und kreativ wie andere Kinder. Sie können sich bloß besser benehmen. Und noch etwas fällt Druckerman auf: Französinnen sind auch mit Kindern immer sexy und gelassen. Es ist überhaupt nicht *en vogue*, als frischgebackene *maman* dauergestresst zu sein und kein eigenes Leben mehr zu haben. Doch wie schafft es ein ganzes Land, Kinder zu braven Schläfern und guten Essern zu machen und dabei völlig entspannt zu bleiben? Mit dem Laptop in der Windeltasche macht sich Pamela Druckerman auf, um hinter die Geheimnisse der französischen Erziehung zu kommen.

Autorin

Pamela Druckerman studierte Internationale Beziehungen an der Columbia University und arbeitet mittlerweile als freiberufliche Journalistin. Davor war sie Redakteurin bei *The Wall Street Journal* und schrieb für *The New York Times*, *The Washington Post* und *Marie Claire*. Sie lebt mit ihrem englischen Ehemann und ihren drei Kindern in Paris.

Von Pamela Druckerman außerdem im Programm:

Was französische Eltern besser machen (auch als E-Book erhältlich)
Verzög werden à la parisienne (auch als E-Book erhältlich)

Pamela Druckerman

Warum französische Kinder keine Nervensägen sind

Erziehungsgeheimnisse aus Paris

Aus dem Amerikanischen
von Christiane Burkhardt

GOLDMANN

Hinweis: Einige Namen und Personenangaben wurden geändert,
um die Privatsphäre der Betroffenen zu schützen.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

6. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe November 2015

Wilhelm Goldmann Verlag, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

© 2013 Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

© 2012 der Originalausgabe Pamela Druckerman

All rights reserved.

Originaltitel: Bringing Up Bébé

Originalverlag: The Penguin Press, New York

Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur, München, unter Verwendung eines Entwurfs
von Eisele Grafik-Design nach einer Vorlage von R. Shailer/TW

Umschlagillustration: Nellie Ryan

Redaktion: Dagmar Rosenberger

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

KW · Herstellung: IH

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-17578-9

www.goldmann-verlag.de

**Für Simon,
der das Leben erst lebenswert macht**

*Les petits poissons dans l'eau
nagent aussi bien que les gros.*

Die kleinen Fischlein im Wasser
schwimmen genauso gut wie die großen.

Französisches Kinderlied

Inhalt

Französische Kinder werfen nicht mit Essen.....	11
»Erwarten Sie ein Kind?«	21
Eine Amerikanerin in Paris.....	39
Schlaf Kindlein, schlaf.....	57
Warte!	80
Kleine vernunftbegabte Wesen.....	110
Tagesbetreuung – ja oder nein?	133
Bébé au lait.....	158
Die perfekte Mutter gibt es nicht	178
Caca boudin	199
Doppelt gemoppelt	222
»Ich liebe dieses Baguette!«	239
»Du musst nur probieren!«	259
»Ich entscheide!«.....	288

Leben und leben lassen	320
Unsere Zukunft à la française	340
Anhang	347
Glossar französischer Erziehungsbegriffe	347
Dank	351
Anmerkungen.....	353
Literatur	360
Register	367

Französische Kinder werfen nicht mit Essen

Als meine Tochter Bean anderthalb Jahre alt ist, beschließen mein Mann und ich, gemeinsam in den Sommerurlaub zu fahren. Wir entscheiden uns für einen Küstenort, der nur wenige Zugstunden von unserer Wahlheimat Paris entfernt ist. (Ich bin Amerikanerin, mein Mann ist Brite.) Wir buchen ein Hotelzimmer mit Kinderbett. Noch ist Bean unser einziges Kind, kein Wunder dass wir so naiv sind zu denken: So schwer kann das doch nicht sein!

Wir frühstücken im Hotel, aber das Mittag- und Abendessen müssen wir in den Fischlokalen um den alten Hafen einnehmen. Wir merken schnell, dass es die Hölle ist, zweimal täglich mit einem Kleinkind ins Restaurant zu gehen. Bean interessiert sich nur am Rande für Essbares: für ein Stück Brot oder für etwas Frittiertes. Es dauert nur wenige Minuten, und sie beginnt, Salzstreuer umzuwerfen oder Zuckertütchen aufzureißen. Dann will sie unbedingt aus ihrem Hochstuhl gehoben werden, damit sie durchs Lokal rennen und den Anlegestegen am Kai gefährlich nahe kommen kann.

Unsere Strategie besteht darin, möglichst schnell zu essen. Wir bestellen schon, bevor man uns einen Platz zugewiesen hat, und flehen den Kellner an, uns rasch etwas Brot und unser Essen zu bringen – Vorspeise und Hauptgericht

bitte gleichzeitig. Während mein Mann ein paar Bissen von dem Fisch nimmt, passe ich auf, dass Bean nicht von den Kellnern umgerannt wird oder ertrinkt. Anschließend tauschen wir die Rollen. Wir geben eine Unmenge von Trinkgeld, um uns für die zerfetzten Servietten und die überall herumliegenden Calamari zu entschuldigen.

Auf dem Rückweg zum Hotel schwören wir uns, dass wir nie wieder verreisen und nie wieder ein Kind bekommen werden. Diese »Ferien« beweisen uns einmal mehr, dass unser Leben nie mehr so sein wird, wie es vor Bean war. Ich weiß auch nicht, warum uns das dermaßen erstaunt.

Nach mehreren Restaurantbesuchen fällt mir auf, dass die französischen Familien überhaupt nicht so aussehen, als litten sie Höllenqualen. Seltsamerweise sehen sie sogar wirklich so aus, als machten sie Ferien. Französische Kinder in Beans Alter sitzen zufrieden in ihren Hochstühlen und warten aufs Essen. Oder sie essen Fisch, ja sogar Gemüse. Sie kreischen und quengeln nicht. Die Gänge werden nacheinander serviert, und die Tische sehen auch nicht komplett zugemüllt aus.

Obwohl ich bereits seit einigen Jahren in Frankreich lebe, kann ich mir das nicht erklären. In Paris sieht man in Restaurants eher selten Kinder. Und wenn, habe ich nicht auf sie geachtet. Bevor ich selbst ein Kind hatte, habe ich nie auf fremde Kinder geachtet. Und auch jetzt achte ich zwangsläufig hauptsächlich auf mein eigenes. Doch angesichts unseres Urlaubsstress muss ich feststellen, dass es anscheinend auch anders geht. Aber wie funktioniert das? Sind französische Kinder einfach von Geburt an ruhiger als unsere? Wurden sie bestochen (oder bedroht), dass sie so brav

sind? Sind sie das Produkt veralteter, kruder Erziehungsmethoden?

Eigentlich machen sie nicht den Eindruck. Die französischen Kinder sehen nicht eingeschüchtert aus, sie sind fröhlich, lebhaft und neugierig. Ihre Eltern sind liebevoll und aufmerksam. An ihren Tischen, ja vermutlich in ihrem gesamten Leben, scheint eine unsichtbare, zivilisatorische Kraft zu walten, die uns abgeht.

Kaum habe ich damit angefangen, mir über französische Erziehungsmethoden Gedanken zu machen, merke ich, dass nicht nur die Mahlzeiten anders ablaufen. Plötzlich habe ich jede Menge Fragen. Wie kommt es beispielsweise, dass ich in Hunderten von Stunden auf französischen Spielplätzen kein einziges Kind mit einem Tobsuchtsanfall erlebt habe (außer meinem eigenen natürlich)? Warum müssen meine französischen Freundinnen nie abrupt auflegen, wenn wir gerade telefonieren, weil ihre Kinder irgendwas von ihnen wollen? Warum geben in ihren Wohnzimmern keine Tipis und Kinderküchen den Ton an, so wie bei uns?

Und das ist noch längst nicht alles! Warum ernähren sich so viele Kinder bei uns dermaßen einseitig, nämlich ausschließlich von Nudeln, weißem Reis oder einer schmalen Auswahl von Kindergerichten, während die kleinen französischen Freundinnen meiner Tochter Fisch, Gemüse und eigentlich so gut wie alles essen? Und wie kommt es, dass französische Kinder, bis auf einmal am Nachmittag, nicht naschen?

Ich war nicht darauf gefasst, die Franzosen für ihre Kindererziehung zu bewundern. Sie ist längst nicht so *en vogue* wie französische Mode oder französischer Käse. Niemand

fährt nach Paris, um sich etwas von der natürlichen Autorität französischer Eltern abzuschauen oder um zu lernen, nicht ständig ein schlechtes Gewissen zu haben. Im Gegenteil: Die amerikanischen Mütter, die ich in Paris treffe, sind entsetzt darüber, dass Französinen öffentlich stillen und ihre Vierjährigen noch mit Schnuller herumlaufen lassen.

Aber warum verschweigen sie, dass viele französische Babys bereits im Alter von zwei, drei Monaten nachts durchschlafen? Warum bleibt unerwähnt, dass französische Kinder nicht ständig um Aufmerksamkeit betteln und sogar das Wort »Nein« hören können, ohne einen Nervenzusammenbruch zu kriegen?

Niemand findet das außergewöhnlich. Aber so langsam dämmert mir, dass französische Eltern heimlich, still und leise Erfolge erzielen, die ein ganz anderes, ein entspanntes und friedliches Familienleben ermöglichen. Bekommen wir Besuch von Amerikanern, sind die Erwachsenen ständig damit beschäftigt, Streit unter den Kindern zu schlichten, hinter dem eigenen Nachwuchs herzurennen, der Runden um die Kücheninsel dreht, oder auf der Erde herumzukrabbeln und Legodörfer zu bauen. Es wird ununterbrochen geweint und getröstet. Kommen Franzosen zu uns zu Besuch, trinken wir Erwachsenen in aller Ruhe Kaffee, während die Kinder fröhlich zusammen spielen.

Franzosen sind sehr besorgt um ihre Kinder.¹ Sie wissen Bescheid über Pädophile, Allergien und Erstickengefahren und sie ergreifen vernünftige Vorsichtsmaßnahmen, aber sie werden nicht hysterisch. Wegen ihrer größeren Gelassenheit, fällt es ihnen leichter, Grenzen zu setzen, ihren Kindern aber gleichzeitig Freiheiten zu lassen.

Ich bin mit Sicherheit nicht die Erste, der auffällt, dass viele Eltern in Amerika, aber auch in Deutschland ein Erziehungsproblem haben. Dieses Problem wurde bereits in Hunderten von Büchern und Artikeln ausgiebig beschrieben und kritisiert. Es gibt sogar schon Begriffe dafür wie *Over-Parenting* oder Helikopter-Eltern. Eine Autorin schreibt, man schenke den Kindern einfach mehr Aufmerksamkeit als ihnen guttut.² Judith Warner dagegen spricht von einer »*culture of total motherhood*«. (Dass diese Kultur der absoluten Mutterschaft ein Problem ist, fiel Warner übrigens erst nach ihrer Rückkehr aus Frankreich auf.) Niemand scheint sich mit dem gnadenlosen, unglücklich machenden Stress dieses Erziehungsstils wohlzufühlen, und schon gar nicht die betroffenen Eltern selbst.

Aber warum praktizieren wir ihn dann? Wozu diese Erziehung, die unsere Generation regelrecht verinnerlicht hat – selbst wenn sie, wie ich, ins Ausland gegangen ist? Diese Entwicklung begann in den 1980er-Jahren. Damals wurden eine Unmenge von Daten erhoben, und anschließend hieß es, arme Kinder seien schlechter in der Schule, weil sie nicht von klein auf genügend gefördert würden. Daraus schlossen Mittelschichtseltern, dass ihre Kinder ebenfalls von mehr Förderung profitieren müssten.³

Ungefähr zur selben Zeit wurde die Kluft zwischen Arm und Reich immer größer: Plötzlich schien man sich ganz besonders um die Kinder kümmern zu müssen, wenn sie zur zukünftigen Elite gehören sollten. Auf einmal sollten die eigenen Kinder so früh wie möglich an die richtigen Dinge herangeführt werden, um gegenüber Gleichaltrigen im Vorteil zu sein.

Gleichzeitig setzte sich die Auffassung durch, dass Kinder psychisch labil sind. Die jungen Eltern von heute sind die am meisten psychoanalytierte Generation überhaupt. Sie haben die Überzeugung verinnerlicht, dass alles, was wir tun, unsere Kinder potenziell schädigen kann. Darüber hinaus sind wir alle in den 1980er-Jahren groß geworden, als sich mehr Paare scheiden ließen denn je, mit der Folge, dass wir selbstloser sein wollen als unsere eigenen Eltern.

Wir haben als Eltern das Gefühl, in einer hochgefährlichen Welt zu leben und ständig wachsam sein zu müssen. All diese Faktoren haben dazu geführt, dass wir einen anstrengenden, völlig aufreibenden Erziehungsstil pflegen. Aber in Frankreich habe ich erlebt, dass es auch anders geht. Das hat mich in mütterliche Verzweiflung gestürzt, aber auch meine journalistische Neugier geweckt. Nach unserem katastrophalen Strandurlaub habe ich beschlossen zu recherchieren, was französische Eltern anders machen. Warum werfen französische Kinder nicht mit Essen? Und warum werden ihre Eltern nicht laut? Was ist das für eine unsichtbare, zivilisatorische Kraft, die sich die Franzosen zunutze gemacht haben? Kann ich mich umprogrammieren und meinen Nachwuchs gleich mit?

Dass das ein echt heißes Thema ist, merke ich, als ich auf eine Studie stoße, die ein Wirtschaftswissenschaftler der Princeton University durchgeführt hat.⁴ Ihr zufolge empfinden Mütter aus Columbus, Ohio, die Kinderbetreuung als doppelt so anstrengend wie Mütter aus dem französischen Rennes. Das deckt sich mit meinen Beobachtungen, die ich in Paris, aber auch auf Reisen in meine Heimat machen konnte: Etwas an der Art, wie Franzosen ihre Kinder erzie-

hen, sorgt dafür, dass es weniger anstrengend ist und deutlich mehr Spaß macht.

Ich bin fest davon überzeugt, dass sich die Geheimnisse der französischen Kindererziehung lüften lassen. Es hat nur noch niemand versucht. Ich stecke also meinen Laptop in die Wickeltasche. Bei jedem Arztbesuch, bei jeder Party, bei jeder Spielverabredung und bei jeder Marionettenaufführung nutze ich die Gelegenheit, französische Eltern zu beobachten, um herauszufinden, welchen ungeschriebenen Gesetzen sie folgen.

Anfangs ist das schwer zu sagen. Französische Eltern scheinen ständig zwischen zwei Extremen hin- und herzuschwanken: Zum einen sind sie unglaublich streng und zum anderen erschreckend locker. Hakt man nach, bringt das auch nicht viel, denn die meisten Eltern, mit denen ich spreche, glauben, bei der Kindererziehung gar nichts Besonderes zu machen, im Gegenteil: Sie sind fest davon überzeugt, dass Frankreich unter dem »*Enfant-roi*«-Syndrom leidet und die Eltern all ihre Autorität verloren haben. (Dazu kann ich nur sagen: »Ihr habt unsere *kleinen Tyrannen* noch nicht gesehen.«)

Mehrere Jahre lang, in denen ich in Paris noch zwei weitere Kinder bekomme, suche ich nach Hinweisen. Ich befrage Dutzende von Experten und Eltern. Ich belausche sie schamlos, wenn ich die Kinder in den Kindergarten bringe oder im Supermarkt einkaufe. Und irgendwann glaube ich zu wissen, was die französischen Eltern anders machen.

Wenn ich von »den französischen Eltern« spreche, ist das natürlich eine grobe Verallgemeinerung. Jedes Elternpaar ist anders. Die meisten Eltern aus meinem Bekanntenkreis

leben in Paris und Umgebung, sind Akademiker und verdienen überdurchschnittlich gut. Sie sind nicht superreich und gehören auch nicht zur Elite. Aber es sind gebildete Menschen aus der (oberen) Mittelschicht. Dasselbe gilt für die Amerikaner, mit denen ich sie vergleiche.

Trotzdem fällt mir auf meinen Reisen durch Frankreich auf, dass sich die Erziehungsansichten einer Pariserin aus der Mittelschicht nicht groß von denen einer Mutter aus der Arbeiterschicht, die mit ihrer Familie in der Provinz lebt, unterscheiden. Ich finde es erstaunlich, dass französische Eltern angeblich nicht wissen, was sie tun, dabei allerdings alle mehr oder weniger das Gleiche tun. Gut betuchte Anwälte, Erzieherinnen in Tageseinrichtungen, Lehrer an öffentlichen Schulen und alte Damen, die mich im Park zurechtweisen – sie alle nennen mir genau dieselben Prinzipien. Sie stehen auch in jedem französischen Erziehungsratgeber oder in jeder französischen Elternzeitschrift. Schnell wird klar, dass man sich in Frankreich nicht einer bestimmten, dogmatischen Erziehungsphilosophie verschreiben muss. Jeder hält ein paar grundlegende Regeln für selbstverständlich, und allein das nimmt einem schon so manche Sorge ab.

Warum ausgerechnet Frankreich? Ich bin wirklich niemand, der Frankreich verherrlicht. *Au contraire*, ich weiß nicht mal, ob ich gern hier lebe. Und eines möchte ich auf keinen Fall, nämlich dass aus meinen Kindern arrogante Pariser werden. Aber trotz allem ist Frankreich das perfekte Vorbild, wenn es um heutige Erziehungsprobleme geht. Einerseits leben die Franzosen nach Werten, die mir sehr bekannt vorkommen: Sie lieben es, von ihren Kindern zu erzählen, sie vorzuzeigen und ihnen aus Büchern vorzulesen.

Sie bringen sie zum Tennisunterricht, zum Malkurs und nehmen sie in interaktive Technikmuseen mit.

Andererseits schaffen sie es jedoch, sich um ihre Kinder zu kümmern, ohne es zu übertreiben. Sie finden nicht, dass gute Eltern ständig nur für ihre Kinder da sein müssen, und haben auch kein schlechtes Gewissen, wenn sie es nicht tun. »Ich finde, die Abende sind den Eltern vorbehalten«, sagt mir eine Pariser Mutter. »Meine Tochter kann uns Gesellschaft leisten, aber ab dieser Uhrzeit sind die Erwachsenen dran.« Französische Eltern wollen ihre Kinder fördern, aber nicht ständig. Während manche amerikanischen oder deutschen Kleinkinder schon vor der Einschulung Lesen und Mandarin lernen, tun französische Kinder, was Kleinkinder eigentlich tun sollten: ungestört miteinander spielen.

Und es sind viele Kinder, die in Frankreich so erzogen werden: Während die Nachbarländer unter einem Bevölkerungsrückgang leiden, erleben die Franzosen einen regelrechten Babyboom. In der EU haben nur die Iren eine höhere Geburtenrate.⁵

Die Franzosen bekommen viel Unterstützung vom Staat, was es attraktiver und leichter macht, Kinder zu haben. Eltern zahlen nichts für die Vorschule, sie müssen sich keine Sorgen wegen der Krankenversicherung machen und auch nicht für die Uni sparen.

Aber das allein ist keine Erklärung. Die Franzosen scheinen einen ganz anderen *cadre* für Kindererziehung zu haben, einen ganz anderen Bezugsrahmen. Wenn ich französische Eltern frage, wie sie es schaffen, ihre Kinder zu disziplinieren, brauchen sie eine Weile, bis sie verstehen, was ich damit meine: »Ah, Sie meinen, wie wir sie erzie-

hen?«, fragen sie dann. »Disziplin«, so merke ich bald, ist ein viel zu eng gefasster, in Frankreich selten gebrauchter Begriff, der eher nach Bestrafung klingt. »Erziehung« dagegen ist etwas, um das sie sich ihrer Meinung nach ohnehin ständig kümmern.

Seit Jahren macht der Niedergang unserer Kindererziehung Negativschlagzeilen. Es gibt Dutzende von Ratgebern mit hilfreichen Theorien. Ich dagegen kann keine Theorie anbieten. Was ich hier in Frankreich vor mir sehe, ist eine funktionierende Nation von kleinen Durchschläfern und Gourmets und von völlig entspannten Eltern. Davon ausgehend forsche ich nach, wie die Franzosen das geschafft haben. Wie sich bald herausstellt, braucht man dafür nicht nur eine andere Erziehungsphilosophie, sondern muss auch die Kinder mit anderen Augen sehen.

»Erwarten Sie ein Kind?«

Es ist zehn Uhr morgens, als mich der Verlagsleiter in sein Büro ruft und mir sagt, ich solle besser meine Zähne noch mal grundreinigen lassen. Meine von der Firma getragene Zahnzusatzversicherung ende nämlich mit dem letzten Arbeitstag, und der wäre in fünf Wochen.

An diesem Tag verlieren mehr als zweihundert Kollegen mit mir ihren Job. Die Nachricht lässt den Aktienkurs unserer Muttergesellschaft kurzfristig emporschnellen. Ich besitze ein paar Firmenanteile und überlege, sie zu verkaufen – eher aus Zynismus als aus Profitgier, um sozusagen an meiner eigenen Entlassung zu verdienen.

Doch stattdessen laufe ich wie betäubt durch Manhattan. Passenderweise regnet es. Ich stelle mich unter und rufe den Mann an, mit dem ich abends verabredet bin.

»Ich wurde soeben gefeuert«, sage ich.

»Bist du nicht am Boden zerstört?«, fragt er. »Willst du trotzdem mit mir essen gehen?«

In Wahrheit bin ich sogar erleichtert: Endlich bin ich den Job los, den ich nach fast sechs Jahren bloß nicht gewagt habe zu kündigen. Ich war Auslandsreporterin bei einer New Yorker Zeitung und habe über Wahlen und Finanzkrisen in Lateinamerika berichtet. Oft wurde ich ohne Vorankündigung ins Ausland geschickt und musste dann wochenlang aus dem Koffer leben. Eine Zeitlang erwarteten

meine Chefs große Dinge von mir. Sie sprachen über zukünftige Leitungsfunktionen und bezahlten mir sogar einen Portugiesisch-Kurs.

Bis sie plötzlich gar nichts mehr von mir erwarten. Und seltsamerweise macht mir das nicht das Geringste aus. Ich habe Filme über Auslandskorrespondenten immer gemocht, aber es ist etwas vollkommen anderes, selbst einer zu sein. In der Regel war ich allein mit zähen Recherchen beschäftigt und musste mich am Telefon mit meinen Herausgebern herumschlagen, die nie zufrieden waren. Meine männlichen Kollegen schafften es wenigstens, Costa-Ricanerinnen und Kolumbianerinnen aufzugabeln, die sie anschließend auf ihren Reisen begleiteten. Bei ihnen stand zumindest das Essen auf dem Tisch, wenn sie sich spätabends nach Hause schleppten. Die Männer, mit denen ich anbandelte, waren weniger fürsorglich. Außerdem blieb ich nur selten lang genug in einer Stadt, um es bis zum dritten Date zu schaffen.

Obwohl ich froh bin, der Zeitung den Rücken kehren zu können, bin ich nicht darauf gefasst, dass man mich plötzlich meidet. In der Woche nach der Kündigung, in der ich nach wie vor ins Büro gehe, behandeln mich meine Kollegen, als hätte ich eine ansteckende Krankheit. Leute, mit denen ich jahrelang zusammengearbeitet habe, schweigen oder machen einen Riesebogen um meinen Schreibtisch. Eine Kollegin lädt mich zum Abschied zum Mittagessen ein, will aber anschließend beim Betreten des Bürogebäudes nicht mit mir gesehen werden. Lange nachdem ich meinen Arbeitsplatz geräumt habe, will mein Vorgesetzter, der verreist war, als die Entscheidung fiel, dass ich für ein demü-

tigendes Abschlussgespräch zurückkomme. Bei dem er mir vorschlägt, mich auf eine niedrigere Position zu bewerben, um dann anschließend zum Mittagessen zu eilen.

Auf einen Schlag werden mir genau zwei Dinge klar. Erstens: Ich will nicht mehr über Politik und Geld schreiben. Und zweitens: Ich will einen Freund. Ich stehe gerade in meiner winzigen Küche und überlege, was ich mit dem Rest meines Lebens anfangen soll, als Simon anruft. Wir haben uns vor einem halben Jahr in Buenos Aires kennen gelernt, als ihn ein gemeinsamer Freund zu einem Auslandskorrespondententreffen mitbrachte. Er ist ein britischer Journalist, der ein paar Tage in Argentinien war, um einen Artikel über Fußball zu schreiben. Ich war entsandt worden, um über den wirtschaftlichen Zusammenbruch des Landes zu berichten. Wie es der Zufall so wollte, saßen wir im selben Flieger nach New York. Für ihn bin ich die Frau, die den Abflug verzögert hat, weil mir erst auf der Gangway auffiel, dass ich meine Duty-free-Einkäufe in der Abflughalle vergessen hatte, und darauf bestand, sie zu holen. (Damals erledigte ich meine Besorgungen überwiegend auf Flughäfen.)

Simon war genau mein Typ: dunkel, muskulös, clever. Ich kannte ihn erst wenige Stunden, als ich begriff, dass »Liebe auf den ersten Blick« bedeutet, sich auf Anhieb wohl in Gegenwart des anderen zu fühlen. Doch damals sagte ich nur: »Wir dürfen auf keinen Fall miteinander schlafen.«

Simon war gerade vom Londoner Immobilienmarkt geflohen und hatte sich eine günstige Wohnung in Paris gekauft. Ich pendelte zwischen Südamerika und New York hin und her. Eine Fernbeziehung mit jemandem, der auf einem dritten Kontinent lebt, war mir dann doch ein bisschen zu

kompliziert. Wir schrieben uns hin und wieder eine E-Mail. Aber ich ließ nicht zu, dass mehr daraus wurde, und hoffte auf dunkle, clevere Männer in meiner eigenen Zeitzone.

Als Simon sieben Monate später völlig überraschend anruft und erfährt, dass ich soeben gefeuert wurde, macht er kein Drama daraus und behandelt mich auch nicht wie ein rohes Ei. Im Gegenteil, er scheint sich zu freuen, dass ich jetzt plötzlich mehr Zeit habe. Er meint, wir hätten da doch noch etwas »in der Schwebel«, und er würde mich gern in New York besuchen.

»Das ist keine gute Idee«, sage ich. Was soll das? Er kann nicht nach Amerika ziehen, weil er über europäischen Fußball schreibt. Und ich spreche kein Französisch und habe noch nie davon geträumt, in Paris zu leben. Obwohl ich auf einmal ziemlich flexibel bin, möchte ich mich lieber nicht in das Universum eines Fremden saugen lassen.

Simon taucht in derselben abgewetzten Lederjacke bei mir in New York auf, die er schon in Argentinien anhatte. In der Hand hält er einen Bagel mit Räucherlachs, den er im Deli unweit meiner Wohnung gekauft hat. Einen Monat später lerne ich seine Eltern in London kennen. Ein halbes Jahr später verkaufe ich fast alle meine Besitztümer und lasse den Rest nach Frankreich verschiffen. Sämtliche Freunde sagen, ich handle viel zu überstürzt. Ich höre nicht auf sie und verlasse mein mietgebundenes New Yorker Miniapartment mit drei Riesenkoffern und einer Dose südamerikanischer Münzen. Die schenke ich dem pakistanischen Taxifahrer, der mich zum Flughafen fährt.

Und schwupp! bin ich Pariserin. Ich ziehe zu Simon, in seine Zweizimmer-Junggesellenwohnung. Sie liegt in einem

früheren Handwerkerviertel im Pariser Osten. Da ich noch Arbeitslosengeld beziehe, gebe ich endlich mein Dasein als Finanzjournalistin auf und recherchiere für ein eigenes Buch. Simon und ich arbeiten zu Hause, jeder in einem anderen Zimmer.

Unsere Romanze verliert jedoch rasch ihren Glanz, hauptsächlich, weil wir uns über die Einrichtung streiten. Ich habe mal in einem Feng-Shui-Ratgeber gelesen, dass haufenweise auf dem Boden herumliegende Gegenstände auf eine Depression schließen lassen. Doch Simon scheint einfach nur eine Abneigung gegen Regale zu haben. Er hielt es für schlau, in einen riesigen, unbehandelten Holztisch zu investieren, der beinahe das ganze Wohnzimmer einnimmt, sowie in eine primitive Gasheizung, die dafür sorgt, dass wir ab und zu mit warmem Wasser rechnen können. Besonders stört mich seine Angewohnheit, das Wechselgeld aus seinen Hosentaschen auf dem gesamten Fußboden zu verteilen, wo es sich irgendwie in den Zimmerecken sammelt. »Schaff dieses Geld weg!«, flehe ich ihn an.

Außerhalb der Wohnung finde ich auch kaum Trost. Obwohl es sich bei Paris um die Welthauptstadt der Gastronomie handelt, weiß ich einfach nicht, was ich essen soll. Wie die meisten Amerikanerinnen bin ich mit sehr speziellen Ernährungsgewohnheiten nach Paris gekommen. (Ich bin Low-Carb-Vegetarierin.) Auf meinen Spaziergängen fühle ich mich regelrecht umzingelt von Bäckereien und fleischlastigen Restaurants. Eine Weile ernähre ich mich ausschließlich von Omelette und Salat mit Ziegenkäse. Wenn ich die Kellner bitte, mir das Dressing separat zu servieren, sehen sie mich an, als wäre ich nicht ganz dicht. Ich ver-

stehe nicht, warum französische Supermärkte alle amerikanischen Frühstücksflocken vorrätig haben, nur nicht meine Lieblingssorte mit Trauben und Nüssen. Geschweige denn, warum man in Cafés keine fettarme Milch bekommen kann.

Ich weiß, es klingt undankbar, nicht von Paris zu schwärmen. Vielleicht finde ich es auch bloß dämlich, sich nur deshalb in eine Stadt zu verlieben, weil sie so schön aussieht. Die Städte, die mich bis dahin begeistert haben, waren alle ein bisschen ... na ja, düsterer: São Paolo, Mexiko City, New York. Die lehnen sich nicht bequem zurück und lassen sich bewundern.

Der Teil von Paris, in dem wir wohnen, ist nicht mal besonders schön. Und der Alltag voller kleiner Enttäuschungen. Niemand erwähnt, dass der »Pariser Frühling« nur deshalb eine solche Berühmtheit genießt, weil es in den sieben Monaten davor eiskalt und grau ist. Und obwohl ich fest davon überzeugt bin, mich noch gut an mein Schulfranzösisch erinnern zu können, haben die Pariser einen anderen Namen für die Sprache, die ich spreche: Spanisch.

Es gibt aber auch Vieles, das ich an Paris mag: Mir gefällt, dass die Metrotüren sich schon wenige Sekunden, bevor der Zug steht, öffnen. Das lässt darauf schließen, dass die Stadt ihre Einwohner wie Erwachsene behandelt. Mir gefällt auch, dass nach einem halben Jahr so gut wie sämtliche Freunde und Bekannte aus Amerika bei uns zu Besuch waren, darunter Leute, die ich später als »Facebook-Freunde« verbuche. Irgendwann entwickeln Simon und ich strikte Zugangsbeschränkungen sowie ein Bewertungssystem für unsere Gäste. (Nur ein kleiner Tipp am Rande: Wer eine Woche bleiben will, sollte ein Geschenk dalassen.)

Die berühmte Pariser Ruppigkeit macht mir nichts aus, denn die beruht auf Gegenseitigkeit. Mehr zu schaffen macht mir die französische Gleichgültigkeit. Bis auf Simon scheint sich niemand über meine Anwesenheit zu freuen. Und der ist oft unterwegs, um in seinen eigenen Paris-Fantasien zu schwelgen, die so schlicht sind, dass sie überlebt haben. Soweit ich das beurteilen kann, war Simon noch in keinem einzigen Museum, beschreibt das Zeitunglesen im Café allerdings als eine fast transzendente Erfahrung. Eines Abends gerät er in einem Ecklokal unglaublich ins Schwärmen, als der Kellner eine Käseplatte vor ihn hinstellt.

»Genau das ist der Grund, warum ich in Paris lebe!«, verkündet er. Wenn ich ihn liebe, und er Käse liebt, heißt das anscheinend, dass ich wegen dieser stinkenden Käseplatte in Paris leben muss.

Aber ich will nicht ungerecht sein und denke, dass das wohl eher an mir als an Paris liegen muss. In New York mag man neurotische Frauen. Sie dürfen gern ein intellektuelles, charmantes, kompliziertes Chaos um sich herum verbreiten wie Meg Ryan in *Harry und Sally* oder Diane Keaton in *Der Stadtneurotiker*. Obwohl sie nichts Schlimmeres als Liebeskummer haben, geben viele meiner New Yorker Freunde mehr Geld für den Therapeuten als für die Miete aus.

Solche Menschen gedeihen nicht in Paris. Die Franzosen mögen zwar Woody-Allen-Filme, aber im wirklichen Leben ist die Pariserin gelassen, diskret, leicht unterkühlt und extrem entscheidungsfreudig: Sie bestellt, was auf der Speisekarte steht. Sie spricht nicht über ihre Kindheit oder über Diäten. Während es in New York nur so wimmelt von Frauen, die über die neuesten Katastrophen in ihrem Leben

und ihre Selbstfindungsaktivitäten reden, geben in Paris Frauen den Ton an, die nichts bereuen – zumindest nach außen hin. In Frankreich besitzt das Wort »neurotisch« keine selbstironische Note. Das ist nichts, womit man angeben kann, sondern eine Krankheit.

Sogar Simon, der bloß Brite ist, staunt über meine Selbstzweifel und mein zwanghaftes Bedürfnis, über unsere Beziehung zu reden.

»Woran denkst du?«, frage ich ihn immer wieder, meist wenn er gerade Zeitung liest.

»An holländischen Fußball«, sagt er dann jedes Mal.

Ich weiß nicht, ob er das ernst meint. Ich habe festgestellt, dass Simon ständig ironisch ist. Alles was er sagt, selbst »Ich liebe dich«, geht mit einem kleinen Grinsen einher. Nur Lachen tut er fast nie, nicht einmal wenn ich versuche, einen Witz zu machen. (Es gibt enge Freunde, die nicht mal wissen, dass er Lachgrübchen hat.) Simon besteht darauf, es sei typisch britisch, nicht zu lachen. Aber ich bin mir sicher, schon einmal lachende Engländer gesehen zu haben. Außerdem finde ich es entmutigend, wenn mir jemand, mit dem ich endlich Englisch reden kann, gar nicht richtig zuhört.

Seine Weigerung zu lachen, verweist auf eine weitere kulturelle Kluft zwischen uns: Als Amerikanerin muss ich immer alles klipp und klar gesagt bekommen. Auf der Heimfahrt von Simons Eltern frage ich ihn, ob sie mich wohl mögen.

»Natürlich mögen sie dich, merkst du das denn nicht?«, fragt er.

»Aber haben sie dir auch gesagt, dass sie mich mögen?«

Um neue Kontakte zu knüpfen, treffe ich mich mit Freunden von Freunden aus Amerika. Die meisten sind ebenfalls Expats, und keiner klingt begeistert, wenn er von einem weiteren Neuankömmling hört. Viele scheinen aus der Tatsache, dass sie in Paris leben, eine Art Beruf gemacht zu haben, denn genau so lautet in der Regel ihre Antwort auf meine Frage: »Und was machst du so?«. Viele kommen zu spät, so als wollten sie mir beweisen, wie gut sie sich schon eingelebt haben. (Später erfahre ich, dass Franzosen bei Zweiertreffen in der Regel pünktlich sind. Nur bei Gruppen-events gilt es als chic, zu spät zu kommen, dazu zählen allerdings auch Kindergeburtstage.)

Meine Versuche, französische Freunde zu finden, gestalten sich noch frustrierender. Auf einer Party unterhalte ich mich angeregt mit einer Kunsthistorikerin in meinem Alter, die hervorragend Englisch spricht. Aber als ich sie zum Tee besuche, stellt sich heraus, dass wir unter »sich anfreunden« etwas ganz Unterschiedliches verstehen. Als Amerikanerin bin ich ganz wild auf Geständnisse unter Freundinnen, darauf, »Ich auch, ich auch!« zu rufen. Doch sie serviert formvollendet Petit Fours und spricht über Kunsttheorien. Als ich gehe, bin ich immer noch hungrig und weiß noch nicht mal, ob sie einen Freund hat.

Das einzige »Ich auch!«, das mir vergönnt ist, bescherte mir Edmund White, ein amerikanischer Schriftsteller, der in den 1980er-Jahren in Frankreich lebte. Er ist der Erste, der mir bestätigt, dass es völlig normal ist, sich niedergeschlagen und verloren zu fühlen, wenn man in Paris lebt. »Stellen Sie sich vor, Sie sind gestorben und überaus dankbar, weil sie in den Himmel gekommen sind, doch eines Tages (oder